

Im städtischen Bad vor 500 Jahren

*Badhaus, Bader und Badegäste
im alten Tirol*

Robert Büchner

böhlau

Robert Büchner

IM STÄDTISCHEN BAD VOR 500 JAHREN

Badhaus, Bader und Badegäste im alten Tirol



2014

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Veröffentlicht mit der Unterstützung des Austrian Science Fund
(FWF): PUB 91-V18

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Miniatur aus Johannes de Sacrobosco, *De Sphaera*, um 1470, Biblioteca Estense,
Modena, MS lat. 209 (X.2.14), fol. 10. © Su concessione del Ministero per i Beni e le Attività Culturali

© 2014 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehrlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Katharina Krones, Wien
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Balto print, Vilnius
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Printed in Lithuania

ISBN 978-3-205-79509-4

Inhalt

Vorwort	7
1. Das Badewesen bis ins 16. Jahrhundert	9
1.1 Das Badhaus	12
1.2 Der Betrieb im Schwitzbad	16
1.3 Wannenbad und Baderof	22
1.4 Der Bader	24
1.5 Die Gehilfen des Baders	33
1.6 Die Trinkstube	38
1.7 Badebordelle	40
2. Das Badewesen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert	46
2.1 Private Bäder, Badezimmer	47
2.2 Gutes Wasser, böses Wasser	52
2.3 Neues Baden, neue Bäder	57
3. »Gemainer Stat Pad« zu Rattenberg	66
3.1 Vorhäusl und Umkleideräume	66
3.2 Die beiden Badestuben	68
3.2.1 Gitter, Trog, Badekessel und -ofen	68
3.2.2 Heizraum und Knechtskammer	71
3.2.3 Boden und Bänke	72
3.2.4 Vertäfelte Wände	73
3.2.5 Fenster	75
3.2.6 Wasserversorgung	76
3.3 Die Trinkstube	78
3.4 Der Abtrittserker	80
3.5 Das Holzkammerl	81
4. Bader, Badknechte, Reiberinnen und Gewandhüterinnen zu Rattenberg	82
4.1 Erste Namen, Michael Hueber d. Ä.	82
4.1.1 Bader im Kloster und Umland	84
4.2 Heinrich Öttinger	87

4.2.1 Das Maibad	90
4.3 Gabriel Freytag	92
4.3.1 Krankheiten	94
4.4 Hans Kentler	98
4.5 Michael Hueber d. J.	99
4.5.1 Private Bäder	103
4.5.2 Das Hochzeitsbad	105
4.6 Hans Püchler	107
4.6.1 Reißerin und Gewandhüterin	111
4.7 Michel Schwegler	116
4.7.1 »Offner vergifteter Luft«	117
4.8 Matheus Paungartner	118
4.9 Hans Fäler d. Ä.	124
4.10 Hans Fäler d. J.	132
Zusammenfassung	139
Anmerkungen	143
Sigeln	174
Archivalien	175
Quellen und Literatur	177
Register	184
a) Orte	184
b) Personen	187
c) Sachen	191
Bildnachweis	195

Vorwort

Dass in den Städten des Deutschen Reiches seit dem Spätmittelalter das öffentliche Badeleben aufblühte, bis ihm privates Baden sowie Sauerbrunnen, Kur-, Thermal-, Mineral-, Kalt- und Seebäder den Rang abliefen, ist längst bekannt und in vielen Bereichen gut erforscht, namentlich seit Alfred Martins grundlegendem Werk »Deutsches Badewesen in vergangenen Tag« (Jena 1906). Nimmt man eine moderne Studie zum Thema wie die von Birgit Tuchen¹ zur Hand, findet man eine Fülle von Material über Badhäuser, Bader und Badewesen in süddeutschen und schweizerischen Städten (z.B. Wimpfen, Chur, Eberbach, Kulmbach, Ulm, Winterthur) ausgebreitet, auch zur Architektur.² Einen Historiker, der sich mit Bädern in Tiroler Städten befasst, kann da nur der blanke Neid packen, weil er resigniert feststellen muss: Vergleichbares gibt es hier nicht, weder fürs Mittelalter noch für die Neuzeit. Es scheint fast, um im Bild zu bleiben, dass die Forscher bei diesem Thema kalte, nasse Füße bekommen hätten.

Zwar findet man genügend kleinere und größere Darstellungen zu Bauernbadln, Kur-, Thermal-, Mineral- und Wildbädern, wie immer man sie nennen mag (Altprags, Brennerbad, Häring, Innichen, Maistatt³ usw.), sogar zu Heubädern, doch eine eindringliche Arbeit über öffentliche Bäder in Tiroler Städten der frühen Neuzeit sucht man vergebens. Man hat sich mit kleinen, eher bescheidenen Artikeln in Zeitungen oder lokalen Zeitschriften, mehr journalistisch als historisch, und mit flüchtigen Bemerkungen in diversen Stadtgeschichten zufriedenzugeben. Das war's. Die einzige rühmliche Ausnahme bilden Heinz Mosers Ausführungen über »Bader, Barbieri, Chirurgen und Wundärzte« in der Stadt Hall.⁴

Was bislang an Schrifttum über das Rattenberger Bad existiert, reiht sich nahtlos in die Forschungsmisere ein. Ein kurzer Artikel in einer Zeitung,⁵ ein paar Seiten in einer Geschichte der Stadt am Inn,⁶ und damit hat es sich. Alles andere ist unerheblich, das Vorhandene zudem in mancher Beziehung fragwürdig oder falsch, wie schon an Bachmann und Stops gezeigt werden kann. Dabei ist die Quellenlage für Rattenberg durchaus als günstig anzusehen. Trotz gewaltiger Verluste ermöglichten es die Ratschlagbücher⁷ und Baumeisterrechnungen⁸ aus dem Stadtarchiv Rattenberg eine geschlossene Reihe der Bader von ca. 1482 bis 1581, dem zeitlichen Ende der vorliegenden Untersuchung, zu erstellen und sie biographisch abzuhandeln, mal mehr, mal weniger, je nach Quellenbefund. Dabei ergaben sich Einblicke in die Arbeitsweise der Bader und ihres Personals, in gewissem Maße auch in ihre sozioökonomischen Lebensumstände, Erkenntnisse, die häufig tiefer greifen, als es bisher in anderen thematisch relevanten Studien der Fall war. Die so oft nötigen Reparaturen, wovon

die Raitungen der städtischen Baumeister übervoll sind, vermitteln auch ohne baugeschichtliche Untersuchung ein einigermaßen zutreffendes Bild vom Badhaus und seinen Einrichtungen.

Gemessen an den erwähnten Quellen sind andere wie die nur in Einzelstücken erhaltenen Rechnungen des Spitals, der St. Virgilkirche, der städtischen und Bergwerksbruderschaft genauso wenig ergiebig gewesen wie die Raitbücher und -hefte der Stadt, brachten aber doch in dem einen oder anderen Fall eine erfreuliche Ergänzung, namentlich was die wundärztliche Tätigkeit der Bader betrifft. Nur vereinzelt waren Kopialbücher, Urkunden, Handschriften aus dem Tiroler Landesarchiv, aus der Bibliothek des Landesmuseums und aus dem Stadtarchiv Rattenberg eine Hilfe, etwas häufiger die Verfachbücher (Gerichtsbücher) des Stadt- und Landgerichts Rattenberg. Im Gegensatz zu diesen Archivalien erwiesen sich die Rechnungsbücher des ehemaligen Augustinerklosters Rattenberg über die Jahre 1482 bis 1539⁹ als sehr wertvoll, besonders für jene Jahre, die nicht durch die Ratschlagbücher und Baumeisterrechnungen abgedeckt werden.

Da die benutzten Quellen offiziellen oder kirchlichen Charakter tragen und nicht dem privaten Bereich entstammen, findet man in ihnen kaum Angaben über die »Badewonnen«, die seinerzeit die Rattenberger gern genossen. Vereinzelt dastehende Hinweise auf Hochzeitsbad, Maibad, Trinkstube lassen aber erkennen, dass sich Rattenberg in seiner Badekultur nicht von anderen Städten unterschied. Um sie deutlich zu machen, musste vergleichsweise auf die Literatur zu anderen Bädern und zum Baden überhaupt zurückgegriffen werden, namentlich in den einleitenden Kapiteln über das Badewesen im Mittelalter und in der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert.

Die eingefügten Zeichnungen, Miniaturen, Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen, Lithographien, Gemälde sollen den Text illustrieren. Die Bildunterschriften sind in der Regel kurz gehalten, ausführlicher lediglich dann, wenn der Inhalt einer Illustration über den zugehörigen Text hinausgeht, wenn z.B. ganze Badeszenen erfasst werden, das Innere einer Badestube genauer dargestellt ist, es sich um wichtige Einzelheiten in Städteansichten handelt, der Zweck eines abgebildeten Gerätes nicht ohne weiteres zu erkennen ist oder eine Badeprozedur in ihrem Ablauf wiedergegeben wird.

2. Das Badewesen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert

Wannenbäder schoben sich im 16. Jahrhundert mehr und mehr in den Vordergrund und drängten das gemeine Schwitzbad allmählich zurück, bis es im 17. und 18. Jahrhundert ganz oder fast ganz von der Bildfläche verschwand. Zählte Wien im Mittelalter 21 Badestuben, waren es 1534 noch elf, Anfang des 18. Jahrhunderts lediglich sieben. Speyer, das im 14. Jahrhundert neun öffentliche Bäder hatte, besaß im 17. Jahrhundert nur noch eins. Ähnlich in Frankfurt am Main. Um 1500 gab es dort 15 städtische Bäder, 1555 nur noch zwei, die letzte Stube stellte 1809 ihren Betrieb ein.¹⁷⁵ Zwar sah es nicht überall so schlimm um das Überleben der Schwitzbäder aus,¹⁷⁶ doch der Trend zu ihrem Untergang zeigte sich in fast allen größeren und mittleren Städten. Die vornehmen Leute mieden sie. Eine Dame solle zu Hause baden, nur »Weibesbilder von schlechtem Stande« besuchten noch das gemeine Bad, verkündete das Leipziger Frauenzimmerlexikon von 1715.¹⁷⁷

In der Tat ließ sich das Volk von der lieb gewordenen Gewohnheit, man mochte gegen das Baden sagen was man wollte, nicht abbringen. Es war ihm zum unerlässlichen Bedürfnis geworden. Die städtischen Unterschichten und vor allem die Landbevölkerung hielten an den Dampfbädern fest, sie überdauerten in kleinen Städten bis ins 18. Jahrhundert, auf dem Lande noch länger.¹⁷⁸ Die vier Haller Bäder z.B. schlossen erst um 1760, 1770 und 1800,¹⁷⁹ also zu einer Zeit, als andernorts unter geänderten Voraussetzungen bereits neue Bäder entstanden.

Man hat Gründe für den Niedergang geltend gemacht, die das Problem nur zum Teil oder gar nicht betreffen. Ein moralischer Druck der (protestantischen) Kirche, der, wie behauptet, das Ende der Bäder besiegelt hätte, lässt sich nicht nachweisen.¹⁸⁰ Zwar trug eine Verknappung und Verteuerung des Brennholzes im 16. Jahrhundert dazu bei, dass die Eintrittspreise stiegen und die Badetage von durchschnittlich drei auf einen verringert wurden, doch der Besucherschwund war schon vorher eingetreten.¹⁸¹ Zudem machte sich eine wahre Explosion der Brennholzpreise erst Ende des 16. Jahrhunderts bemerkbar.¹⁸² Der Dreißigjährige Krieg hat sicherlich Deutschland schwer verwüstet, aber der Rückgang der Bäder ist nicht seine unmittelbare Folge. Außerdem wurden zerstörte Bäder wieder aufgebaut, z.B. 1660 in Allensbach um 300 Gulden, wenn die Gemeinde das Bedürfnis danach hatte. Leipzig leistete sich gar nach dem großen Krieg ein gewölbtes schönes Badhaus aus Stein mit Kupferwannen und Zubern, deren jede (jeder) frisches Wasser aus einem eigenen Messinghahn erhielt. Andere Badstuben befanden sich an der Thomaser Pforte.¹⁸³

Dass zu Zeiten der Pest und anderer Seuchen die Ansteckungsgefahr in Badhäusern besonders groß war und es sich deshalb empfahl, sie wenigstens zeitweise zu schließen,

war den Obrigkeiten sehr wohl bewusst. Solche Maßnahmen beeinträchtigten natürlich bei lang anhaltenden Infektionskrankheiten die Rentabilität des Bades und verstärkten die Schwierigkeiten des Baders, aber sie waren nicht hauptverantwortlich für die Schließungen, zumal nicht wenige Badestuben selbst bei Epidemien den Betrieb weiterführten.¹⁸⁴ Ansteckung hin oder her, die Leute wollten auf ihr wöchentliches Bad nicht verzichten. Bezeichnend für ein solches Verhalten sind die Quellenzeugnisse aus Rattenberg.

Wie andere Tiroler Orte litt Rattenberg immer wieder unter Infektionskrankheiten, die um die Stadt grassierten oder in sie eindringen. Nimmt man die Jahre 1512/13, 1526/28 und 1543/45, als es hier zu länger anhaltenden Seuchenzügen kam, traf der Rat, in Absprache mit dem Stadthauptmann und der Regierung oder auf ihre Weisung hin, folgende Vorsichts- oder Abwehrmaßnahmen. Es wurden Sondertorhüter bestellt, Schiffe durfte nicht mehr an der städtischen Arche anlegen und Schiffsleute nicht mehr die Stadt betreten, niemand, der aus einem verseuchten Gebiet kam, durfte eingelassen werden. Infizierte Personen kamen in das Spital, das mit zusätzlichem Bettzeug versehen wurde, oder in ein Haus außerhalb der Stadt, in anderen Fällen wurden sie in ihrem Haus, das mit Wachs und Schnüren versiegelt wurde, eingesperrt und nicht vor vier Wochen hinausgelassen. Der Rat bezahlte Leute, die den Seuchenkranken aufwarteten, ihnen Lebensmittel zutrug, die Toten einnähten und begruben. Ein eigens angestellter Totenlässl ließ die Erkrankten zur Ader und versorgte sie medizinisch. Kirchtage, Prozessionen und Märkte wurden abgesagt.¹⁸⁵

Nicht ein einziges Mal wird erwähnt, dass während einer Seuche das städtische Bad geschlossen wurde. Der Rattenberger Bader erhielt nach wie vor seinen vollen Jahreslohn von 16 Gulden, der Badebetrieb lief, wie viele Hinweise in den Quellen erkennen lassen, einfach weiter. Lediglich bei akuten Fällen, wenn z. B. Syphilis auftrat, wurde das Bad kurzzeitig geschlossen. Zu behaupten, der »tatsächliche Schlag gegen die Badestuben« sei durch die Syphilis gekommen,¹⁸⁶ stimmt nicht. Sie war immer bloß ein vorübergehender Störfaktor, mehr nicht.

2.1 Private Bäder, Badezimmer

Nicht nur störend, sondern finanziell geradezu bedrohlich konnten für einen Bader die privaten Bäder werden, die seit dem Ende des Mittelalters beim vornehmen Leuten mehr und mehr in Mode kamen und eine gewichtige Ursache für den Niedergang der öffentlichen Bäder wurden. Dem Bader ging die zahlungskräftige Kundensicht verloren.¹⁸⁷ Bei privaten Bädern denkt man unwillkürlich an eigene Badezimmer im Wohnbereich und liegt damit gründlich daneben. Noch lange Zeit verzichtete man fast immer darauf und begnügte sich bei Adel wie Bürgertum mit einer in den Raum gestellten Wanne, mit oder ohne Baderof.

Selbst aus dem Florenz des 15. Jahrhunderts sind lediglich zwei private Bäder bekannt geworden, eines davon im Palast der Medici. Leistete man sich allerdings ein eigenes Bad, konnte die Anlage großartig ausfallen wie die des Markgrafen Philipp II. von Baden. Zwischen 1575 und 1588 im Schloss Baden-Baden errichtet, enthielt sie ein vertieft liegendes, mit Zinn ausgeschlagenes Bassin, auf deren umlaufenden Sitzstufen sich eine ganze Badegesellschaft niederlassen konnte. Das Becken war mit Thermalwasser gefüllt.¹⁸⁸ Vergleichbares in Tirol, wenn auch aus Holz, konnte nur das herzogliche Bad in der Burg Hasegg zu Hall bieten, 1466 fertig gestellt und 1567 für die in die Burg verlegte Münze aufgehoben.

Agostino Patrizzi, der 1471 den Kardinallegaten Todeschini-Piccolomini zum Regensburger Reichstag begleitete, beschreibt die einzigartige Anlage wie folgt:

»Kaltes und warmes Wasser steigt von unten bis ganz nach oben empor. Das Badehaus ist im Innern vollständig mit Tannen- und Fichtenholz ausgetäfelt. Die Bedienungsräume und Badebecken sind ebenfalls aus Holz. Zudem ist hier für allerhand Verstellungskünste gesorgt, die Lachen hervorrufen sollen. So kann es geschehen, dass beim Durchschreiten der Baderäume plötzlich der Boden unter den Füßen weicht und man ins Wasser fällt. Andere, die in einem Badebecken sind, werden unversehens von empor geschleuderten Wasserstrahlen von allen Seiten nass gespritzt, wie von einem Regenguss. Jemand, der sich an die Zwischenwände anlehnt, um über sie hinweg den Badenden im benachbarten Becken zuzuschauen (die Zwischenwände der größeren Becken sind ziemlich hoch), verliert plötzlich den Halt, weil die Wand weggezogen wird, und stürzt kopfüber in das Becken. Wer sich im Badebecken aufhält, kann sich unverhofft im Trockenen wiederfinden. So ist mit feiner Erfindungsgabe alles zur Erheiterung getan.«¹⁸⁹

Man könnte glauben, man hätte es mit einem barocken Wasserspiel zu tun.

Ob allerdings die prächtigen, schon einmal mit einer Wanne oder einem Bassin aus Marmor ausgestatteten Baderäume von den hohen Herrschaften regie benutzt wurden ist fraglich.¹⁹⁰ In den deutschen Schlössern des 16. Jahrhunderts fanden sich immer weniger Badestuben, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts unter französischem Einfluss errichteten neuen Bäder waren teilweise nur Schau- und Prunkbäder.¹⁹¹ Bezeichnend ist das Verhalten Ludwigs XIV. Er ließ in Versailles ein Badezimmer mit einer Wanne aus Marmor einbauen, um es einige Jahre später dem Grafen von Toulouse als Wohnung zu überlassen.¹⁹² Baden war nicht (mehr) unbedingt notwendig. Das meinte auch schon im 15. Jahrhundert der burgundische Herzog Philipp der Gute. Nach Ausweis seiner Rechnungsbücher hat er nur alle vier bis fünf Monate gebadet.¹⁹³ Ihre Fürstliche Gnaden dürfte zeitweise etwas streng gerochen haben.

Dass, wie erwähnt, seit Ende des Mittelalters unter den begüterten Schichten die Tendenz bestand, ein Bad zu Hause zu nehmen, ist nicht zu bezweifeln, wie lange

allerdings das Bestreben anhielt, steht auf einem anderen Blatt (s.u.). Nur meinte man damit nicht schon ein separates Badezimmer. In der Literatur werden als Zeugen dafür immer wieder die prächtigen Renaissancebäder der Fugger und des Ambrosius Höchstetter in Augsburg sowie die Badstuben des Mainzer Domherrn von Hattstein und des wohlhabenden Nürnberger Patriziers Anton Tucher genannt.¹⁹⁴ Das alles war die Ausnahme. Ein privates Bad bedeutete in dieser und späterer Zeit meist nichts anderes als Baden zu Hause in einem Zuber. Das vorhin erwähnte Frauenzimmerlexikon von 1715 erklärt als Badstube: »Ist dasjenige Behältnis unten im Hause, worinnen sich das Frauenzimmer zu baden pfleget«.¹⁹⁵

Das »Behältnis«, die Wanne bestand schon längst nicht mehr allein aus Holz, die sich feine Damen mit Tuch auslegen ließen, um sich keinen Splitter einzuziehen. Beliebte waren verzinkte Kupferwannen, die zwar teuer waren, aber gut die Wärme hielten. Es gab Wannen aus Marmor oder verbleitem Holz, für Ärmere aus Blech, die man anstrich, um Email vorzutäuschen. Im 18. Jahrhundert pflegte man vor der Gesellschaft im Salon, im Schlafzimmer in kunstvoll gefertigten Möbeln mit Polstern oder aus Rohrgeflecht zu baden, die geschickt das Blechbecken verbargen. Karl der Kühne hatte eine Wanne aus Silber, die er sogar auf das Schlachtfeld mitgenommen haben soll.¹⁹⁶

Keine eigene Badestube, ja manchmal nicht einmal ein eigener Zuber war ratsam, wenn man zudringliche Nachbarn fernhalten wollte, wie das Beispiel des Kölner Rats Herrn Hermann Weinsberg lehrt. Sein Vater hatte ihm geraten, keine eigene Badestube zu errichten, sonst kämen Freunde und Nachbarn zum Baden, erwarteten einen gedeckten Tisch und Wein, von weiteren Kosten ganz abgesehen. Hermann schlug den Rat in den Wind, ließ sich heißes Wasser in die Badebütte einfüllen und bald hatte er die Nachbarn am Hals. Er wusste sich nicht anders zu helfen, als 1579 einige Jahre mit dem Badebetrieb auszusetzen.¹⁹⁷ Separate Badezimmer in Kölner Bürgerhäusern waren eben sehr selten,¹⁹⁸ anderswo auch, und das noch lange Zeit. Sie galten bis ins 20. Jahrhundert als ein »außergewöhnlicher Luxus der Wohnungsausstattung«.¹⁹⁹

Der Durchschnittsbürger Frankreichs z. B. begnügte sich um 1800 mit einer tragbaren Badewanne, oft im Flur vor dem Wohnzimmer aufgestellt, nahe der Eingangstür, um das Wasser nicht so weit schleppen zu müssen. In Deutschland wie Frankreich ließ man sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts das Bad ins Haus liefern, mit warmem oder kaltem Wasser in Behältern, mit Bademantel und Tuch.²⁰⁰ Oder man ließ sich wie Goethe eine Wanne. 1809 wies er aus Jena seine Frau an, sie solle mit der Schubkarre die geliehene Badewanne zum Eigentümer zurückbringen.²⁰¹

Im 19. Jahrhundert wuchs in der feinen Gesellschaft, besonders bei den Damen, das Bedürfnis nach einer privaten Badesphäre, nach einem Raum, wohin man sich zur Körperpflege zurückziehen konnte. Die neben den Privatgemächern aufkommenden Badekabinette enthielten zwar einfache Möbel, einen Waschtisch, Wasserkrug, eine Schüssel, manchmal ein Bidet und einen Eimer für das Schmutzwasser, aber keine

Badewanne, und wenn, dann wurde sie von Fall zu Fall ins Kabinett gebracht. Fließendes Wasser gab es nicht. Nur in wenige Herrenhäuser baute man schon richtige Badezimmer ein.²⁰² Als man seit 1870/1880 daran ging, Wasser- und Abwasserleitungen in die Räume zu legen, fanden mehr und mehr Badezimmer Eingang in die (Miet-)Wohnungen gehobener Qualität, zunächst in den größeren, später auch in den kleinen Städten. Der Prozess verlief aber langsam. Noch um 1900 enthielten in Paris nur die teuersten Wohnungen ein Badezimmer, gab sich die gutbürgerliche Pariserin mit gelegentlichen Fußbädern zufrieden, bis zum Ersten Weltkrieg konnten sich die Arbeiter und der größte Teil der Mittelschicht den Luxus eines Badezimmers nicht leisten.²⁰³

2.2 Gutes Wasser, böses Wasser

Selbst Befürworter des Badens, die seinen Wert für Hygiene, Gesundheit, Entspannung, Regeneration anerkannten, warnten davor, zu oft und zu lange Badestuben, Thermal- und Mineralbäder aufzusuchen.²⁰⁴ Zu häufige Dampfbäder, hieß es, verursachten Kopfschmerzen, verstopften die Leber, riefen Geschwüre und Fieber hervor, schädigten die Augen, Lunge und Nerven, begünstigten Podagra und Infektionskrankheiten, verweichlichten die Jugend.²⁰⁵ Schon die Kirchenväter hoben, wenn auch eher aus moralischen Gründen, warnend den Finger. Nach Augustinus sollten Nonnen nur einmal im Monat, Kranke nach Maßgabe der Ärzte, nach dem hl. Benedikt sollten gesunde und namentlich jüngere Mönche nur wenig, nach Wilhelm von Hirsau (11. Jh.) gar nur zweimal im Jahr (Weihnachten und Pfingsten) baden, der hl. Hieronymus riet überhaupt vom Bad ab. Den Jungfrauen legte er nahe, ganz darauf zu verzichten, damit nicht der Anblick ihres nackten Körpers unzuchtige Gedanken in ihnen erwecke. Nähmen sie doch ein Bad, solle das in finsterner Nacht und bei dicht verschlossenen Fensterläden geschehen.²⁰⁶ Wie sie im Dunkeln Schwamm und Seife finden sollten verrät er nicht.

Solche gelehrten Ansichten erreichten das Volk nicht oder kaum, vergrautem ihm nicht die Freude am Badevergnügen. Aber die Ärzte taten dies. Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert wurden sie nicht müde, immer wieder vor der Gefährlichkeit des Wassers und Badens zu warnen. Hieß es bislang nach humoralpathologischen Vorstellungen, die Wärme und Feuchtigkeit eines Schwitzbades öffneten die Poren für den Schweiß, um den Körper von überflüssigen, schädlichen Körpersäften zu reinigen, namentlich von kalter Materie, die das Gehirn verstopfe,²⁰⁷ Baden sei also gesund, galt nun, dass »das Baden, außer aus dringenden medizinischen Gründen, nicht nur überflüssig, sondern auch sehr schädlich für die Menschen« sei, dass es den Menschen die Lebenskraft entziehe, den Körper erschaffen lasse, den Organismus verweichliche.²⁰⁸

Zusammenfassung

Städtische Bäder gab es in Tirol seit dem 13. Jahrhundert, das in Rattenberg entstand um 1400. Das Rattenberger Bad, mit 16 mal 14,90 m gar nicht so klein, kann durchaus als Beispiel für andere Bäder dienen, die im Spätmittelalter errichtet wurden. Unten im Haus befanden sich die Baderäume (je eine Stube für Männer und Frauen, Vorraum mit Garderoben, hinten der Heizraum mit Knechtskammer), im Obergeschoss lagen die Wohnung des Baders und die Trinkstube für die Badegäste. Zwar war und ist Rattenberg nur eine Kleinstadt, doch zeigten die Bäder in mittleren und größeren Städten keine andere Struktur, konnten vielleicht in dem einen oder anderen Fall größer und komfortabler gewesen sein, etwa durch einen eigenen Ruheraum mit Liegen. So gut wie alle Bäder, auch Rattenberg, sind in erster Linie als Schwitzbäder erbaut worden, doch bot man auch Wannen zum Sitzbad, verfeinert mit Heilkräutern, an.

Dass in Rattenberg ständig Balken (Durchzüge), Polsterholz und Dielen des Fußbodens sowie die Vertäfelung der Wände erneuert werden mussten, verwundert nicht. Wasser, Hitze und Dampf setzten ihnen halt dauernd zu. Mehr erstaunt, dass auch der Badeofen häufig repariert, nicht selten abgerissen und neu errichtet werden musste. Die städtischen Rechnungen über Führen von Sand, Kalk, Steinen, Schamottesteinen, Ziegeln, über Maurer- und Hilfsarbeiterlöhne geben reichlich Zeugnis davon. Vermutlich musste man zu oft den Ofen überheizen, um genug Wärme in den beiden Badstuben zu erzielen. Das vertrug er dann nicht. Wenn Jahr für Jahr zahllose Fensterscheiben zu Bruch gingen und ersetzt werden mussten, kann es sich nur um gewöhnliches Flachglas gehandelt haben. Butzenscheiben, die es z.B. in der Trinkstube gab, sind nicht so leicht zerbrechlich. Wie in vielen anderen Orten hat man auch in Rattenberg dem Badepersonal im 16. Jahrhundert das mühsame Herbeischleppen des Wassers dadurch erspart, dass man in die Badestuben eine Wasserleitung mit Brunnenbecken legte.

Da es für Rattenberg im 16. Jahrhundert weder Chroniken, Reiseberichte noch private Zeugnisse (Memoiren, Tagebücher) gibt, ist man auf vereinzelte Hinweise zum Badeleben in offiziellen und kirchlichen Quellen angewiesen. Danach pflegten die Bewohner der Stadt wie anderswo bisweilen leicht geschürzt ins Bad und nass aus dem Bad zu eilen, meist trugen die Frauen in der Dampfstube eine »Badehr« (Badehemd), die Männer eine »Bruch« (Badehose), beide Geschlechter einen Badehut aus Stroh. Man erfreute sich an Mai- und Hochzeitsbädern, war es gewohnt, auf der Trinkstube des Badhauses zu speisen und zu trinken, ja der Becher kreiste schon in den Schwitzstuben, nicht nur beim Bader und seinem Personal. Wie überall wird es auch in Ratten-

berg in den Badstuben laut und fröhlich, aber nicht unziemlich hergegangen sein. Sie waren eben beliebte gesellschaftliche Treffpunkte, neben aller Hygiene, Heilbehandlung, Regeneration, Körperpflege und -reinigung, der man sich dort unterzog.

Handwerker und Knappen, die in Hall und höchstwahrscheinlich auch in Rattenberg das Gros der Badbesucher stellten (dazu kamen noch Hüttenarbeiter und Dorfbewohner aus der Umgegend, auch Gesinde, Krämer und einige Kaufleute der Stadt), sorgten dafür, dass ihr Bad nicht im 16. Jahrhundert wie in so vielen anderen Städten unterging, sondern bis ins 18. Jahrhundert bestand, allerdings beschränkt auf einen Badetag je Woche. Der Zulauf zu den Kur-, Thermal- und Wildbädern, das Meiden der Schwitzstuben und das Bevorzugen des Wannenbades im eigenen Haus, wenn man überhaupt noch badete, erfasste nicht in großem Maße das einfache Volk in den kleinen Städten. Es hielt an seinem Dampfbad fest, ließ sich nicht wie die feinen Leute von den Behauptungen der Ärzte irre machen, in die durch Dampf geöffneten Poren könnten allerlei Krankheiten eindringen und deshalb seien Schwitzbäder zu unterlassen, Kaltbäder zu bevorzugen. Die Mode »trockener« Toilette der Höflinge mit Abreiben, Abwischen, Parfümieren, häufig gewechselter weißer Leibwäsche konnte das Volk sowieso nicht mitmachen. Eigene Badezimmer waren noch äußerst selten und gehören erst seit dem Ersten Weltkrieg zum Standard bürgerlicher Wohnungen.

Sexuelle Freizügigkeiten, die sich so oft in den Miniaturen von burgundischen Luxusbädern, den heutigen Massagesalons vergleichbar, finden, lassen sich in Rattenberg nicht, in anderen deutschen Bädern dieser Zeit kaum nachweisen. Die jungen und reiferen Männer in der Stadt am Inn dürften dazu auch wenig Lust verspürt haben, waren hier doch die Reiberinnen, die Badfrauen gesetzte Matronen, keine jungen liebeizenden Bademägde. Es scheint überhaupt, dass die meisten lasziven Badeszenen, von denen man liest, nur der ausschweifenden Phantasie mancher Schriftsteller entsprungen sind. Um 1800 allerdings, als mondäne Badeschiffe, türkische, chinesische, maurische Bäder für ein extravagantes Publikum in Mode waren, kann man mit mehr Sinneslust in solchen Bädern rechnen.

Die Bader hatten keinen angesehenen Status in der Gesellschaft, weder in Rattenberg, wo sie in der Regel nur das Inwohnerrecht erhielten, noch vielfach anderswo. Als Inwohner konnten sie nicht über die Versammlungen der Bürgergemeinde aktiv die Stadtpolitik mitgestalten, geschweige denn Ratsherrnstellen einnehmen. Die Geschichte der Bader in Rattenberg, soweit sie sich für das 16. Jahrhundert rekonstruieren ließ, ist die Geschichte kleiner Leute. Allerdings zählte man die Bader im Süden des Reiches nicht wie in Teilen des Nordens zu den unehrlichen Berufen. Der reine Badebetrieb mit Reiben, Übergießen, Massieren, Waschen, Abgießen war ein Pfennig-, in Tirol Vierergeschäft und trug nicht viel ein. Aderlassen und Schröpfen brachten mehr, noch einträglicher war die Wundarznei, die sich am Ort mit dem Baderberuf verband. Da Rattenberg damals noch keinen eigenen Arzt hatte, behandelten anscheinend

hier einige Bader/Wundärzte Krankheiten, für die nur studierte Mediziner zuständig waren. Das als Bader, Wundarzt und Barbier mit Badediensten, Schröpfen, Aderlassen, Kopfwaschen, Haarschnitt, Rasieren, Wundbehandlung usw. erzielte Einkommen reichte aus, um sich und die eigene Familie über die Runden zu bringen, aber nicht, um ein Vermögen zu erwerben. Das zeigte sich deutlich beim Erbe, das sie ihrer Witwe und ihren Kindern hinterließen. Es war durchweg bescheiden, ja ärmlich. Ein einziger Rattenberger Bader (Matheus Paungartner) lebte in gesicherten finanziellen Verhältnissen, doch auch nur wegen des Vermögens, das seine Frau in die Ehe eingebracht hatte. Hätte der Rattenberger Rat nicht den Witwen das wertvolle Bader- und Chirurgenhandschwerkzeug ihrer verstorbenen Männer überlassen, sie wären an den Bettelstab gekommen, zumal sie auch die Wohnung im Badhaus räumen mussten. So konnten ihnen Badewannen, Schaffe, Barbierbecken, Lasseisen, Schröpfköpfe, Scheren, Schermesser, chirurgische Instrumente, Verbandszeug, Pflaster, Arzneien usw. manchmal zum willkommenen Heiratsgut für die Ehe mit einem neuen Bader dienen.

Um ihre Einkünfte, die häufig durch Störer vom Lande geschmälert wurden, zu steigern, übten die Bader schon einmal einen Nebenerwerb (Hersteller von Seife und Badehüten, Messer- und Scherenschleifer, Kaminkehrer, Glaser usw.) aus. Das lässt sich für Rattenberg nicht nachweisen. Allerdings suchten zwei Bader hier ihre Lebensumstände dadurch zu verbessern, dass sie neben dem Rattenberger Bad noch ein zweites hielten, Gabriel Freytag in Brixen, Hans Püchler in Hallein.

Der Ruf der Bader litt nicht selten daran, dass sie nicht fleißig und sorgfältig genug arbeiteten, zu viel tranken, mit Frau, Gesinde und Badepersonal grob umsprangen. Häufig wurde beanstandet, dass sie nicht auf die Sauberkeit in den Badstuben achteten, zu spät oder unzureichend einheizten und zu wenig lüfteten, was zu argen Geruchsbelästigungen führte. Als Knechte zogen die Bader häufig ungelernte und wenig taugliche Kräfte heran, was zu Protesten unter den Badbesuchern und zum Einschreiten der Obrigkeit führte. Ein anderer Missbrauch, um Kosten zu sparen, war, vermehrt Lehrlinge zur Bedienung in den Badstuben heranzuziehen. Die Reiberinnen und Gewandhüterinnen wurden in Rattenberg vom Rat angestellt. Er gab diese Posten älteren Frauen, meist Witwen armer oder verarmter Handwerker, Krämer und städtischer Bediensteter, um ihnen ein, wenn auch geringes Einkommen zu verschaffen.

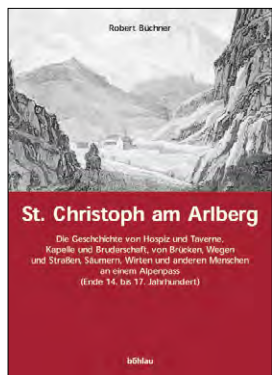
Trotz des Rückgangs des Badbesuchs stellten sich 1581 in Rattenberg sechs Bewerber um die vakante Bader- und Wundarztstelle vor, ein Zeichen, dass es dabei noch immer etwas zu verdienen gab. Es war ein gefährlicher Beruf. Nur wenige Bader erreichten ein hohes Alter. Von zehn untersuchten Badern der Stadt am Inn waren nur zwei über längere Zeit, d.h. ungefähr 25 Jahre als Bader und Wundarzt in Rattenberg (Michael Hueber d. Ä.) oder in Vomp und Rattenberg (Hans Fäler d. Ä.) tätig, aber gleich drei starben hier nach nur fünf (Michael Hueber d. J.), zwei (Matheus Paungartner) oder anderthalb Jahren (Michel Schwegler) Berufsausübung. Sie hatten sich ver-

mutlich im Bad oder als Wundarzt mit einem Krankheitserreger infiziert, der zum Tod führte. Der ertrunkene Matheus Paungartner litt an Syphilis. Die Maßnahme, Leute mit Hautkrankheiten, offenen und schwärenden Wunden vom Bad auszuschließen oder im Bad nach hinten zu setzen, half nicht immer. Die Lebenserwartung der Bader dürfte auch in anderen Städten nicht sehr hoch gewesen sein.

Nur Michael Hueber d. J. und Hans Fäler d. J. folgten ihren gleichnamigen Vätern als Bader zu Rattenberg nach, Hueber nicht direkt, da er beim Tod seines Vaters noch ein Kind war. Die Berufsvererbung, zumindest am Ort, war also damals unter den Rattenberger Badern nicht üblich.

Nach Lehre, Gesellen- und Wanderzeit bewarben sich die meist fremden Bader beim Rattenberger Rat um das vakant gewordene Amt eines Baders und Wundarztes in der Stadt und wurden von den Herren bei Eignung gegen einen Jahressold von 16 Gulden angestellt. Der Vertrag mit ihnen wurde alljährlich bei der allgemeinen Ämterbestellung am Dreikönigstag verlängert, falls nicht ein Bader und Wundarzt wegen Unfähigkeit oder ungebührlichen Betragens entlassen wurde. Eine Meisterprüfung für Bader und Wundärzte war in Tirol während des 16. Jahrhunderts noch nicht üblich.

Die detaillierte Studie zu Rattenberg ist in eine Geschichte des Badewesens eingebettet, die von den Dampf- und Wannenbädern des Mittelalters bis zu den Volksbädern und Volksbrausebädern des 19. Jahrhunderts reicht. Darin kommen auch Kur-, Heil-, Thermal-, Mineral- und Wildbäder, Badeschiffe, Flussbadeanstalten, Seebäder und orientalische Bäder ebenso zur Sprache wie die wechselnden Ansichten der Mediziner über Hygiene und Körperpflege, über Nutzen und Schädlichkeit von Wasser und Baden.



ROBERT BÜCHNER

ST. CHRISTOPH AM ARLBERG

DIE GESCHICHTE VON HOSPIZ UND TAVERNE, KAPELLE UND BRUDERSCHAFT, VON BRÜCKEN, WEGEN UND STRASSEN, SÄUMERN, WIRTEN UND ANDEREN MENSCHEN AN EINEM ALPENPASS (ENDE DES 14. BIS MITTE DES 17. JAHRHUNDERTS)

Die bislang vorliegenden Studien über St. Christoph am Arlberg sind im Wesentlichen eine Geschichte der dortigen Bruderschaft, ergänzt durch einige Aufsätze zur Verkehrsgeschichte. Nun wird, gestützt auf umfangreiches neues Quellenmaterial, noch einmal die Geschichte des Hospizes und der Kapelle seit 1386 aufgerollt und entscheidend korrigiert. Wichtigstes Ergebnis ist der Nachweis, dass die Bruderschaft zu St. Christoph reine Fiktion, eine Erfindung geschäftstüchtiger Almosensammler und Wirte war. Vor allem aber handelt das Buch von jenen Menschen, die am und vom Arlberg lebten oder ihn überquerten. Seit Ende des 15. Jahrhunderts bis in die Zeit Kaiser Josefs II. führte nur ein Saumweg über den Arlberg, und der Verkehr wurde von Säumern aus Vorarlberg und der Schweiz bestimmt, die Schmalz nach Innsbruck und Hall brachten und von dort Salz zurücktransportierten. Daneben kommen Bergführer, Vieh- und Salzhändler, Bergleute, Postboten, Soldaten, Pilger, Reisende, Kaufleute, fahrendes Volk, Gesindel u. a. zu Wort. Für sie war der Arlberg Station oder Mittelpunkt ihres Lebens und sie hatten gelernt, sich an die raue Natur im Hochgebirge anzupassen.

2005. VIII, 523 S. 4 S/W- U. 12 FARB. ABB. 170 X 240 MM
ISBN 978-3-205-77282-8

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



HELMUT BIRKHAN
PFLANZEN IM MITTELALTER
EINE KULTURGESCHICHTE

Helmut Birkhan begleitet die Leser in die Welt des Mittelalters, in der die Beziehungen zwischen Pflanzen und Menschen eine besondere Bedeutung hatten. Sein Buch stellt dar, was die Menschen damals über vertraute und weniger vertraute Pflanzen dachten, wofür sie diese verwendeten und welche Wirkung sie sich von den Gewächsen versprachen. „Pflanzen im Mittelalter“ ist eine kulturgeschichtliche Zeitreise und kenntnisreich geschriebene Darstellung.

2012. 310 S. 14 S/W-ABB. GB. 135 X 210 MM. | ISBN 978-3-205-78788-4



Seit dem Mittelalter dienten Schwitzstuben und Wannen in den städtischen Bädern Alt und Jung zur Körper- und Gesundheitspflege, doch man eilte auch zu geselligem Beisammensein ins Bad. Dort gingen Bader, Badeknechte und -frauen den Gästen mit verschiedenen Hilfeleistungen zur Hand (Kopfwaschen, Rasieren, Aderlass, Schröpfen), die Wundarznei blieb dem Meister vorbehalten. Für 100 Jahre (1480–1580) wird das Badeleben in einer Kleinstadt wie Rattenberg vor Augen geführt.

